

gleichs mit politischen Strategien anderer EU-Länder. Der vierte Beitrag widmet sich dem Zusammenhang von „Familienpolitik und Bevölkerungsentwicklung“. Er plädiert für eine „bevölkerungsbewußte“ und „zuwanderungsbewußte“ Familienpolitik, allerdings gegen eine bevölkerungspolitische Instrumentalisierung der Familienpolitik.

Das Thema der „Generationensolidarität“ wird im fünften Beitrag erneut aufgegriffen, und zwar unter der speziellen Frage nach Leistung und Grenzen des empirisch-analytischen Instruments der „Generationenbilanzen“, mit denen hauptsächlich steuerpolitische Aspekte und Probleme der intergenerationellen Gerechtigkeit erfaßt und verdeutlicht werden können. Die Notwendigkeit einer besseren politischen Vertretung von Familieninteressen hat immer wieder die Diskussion um ein Familienwahlrecht beflügelt. Im sechsten Beitrag diskutiert Wingen rechtliche und politische Aspekte dieses Vorschlags und läßt deutliche Sympathien für ein Familienwahlrecht im Sinn eines Vertretungswahlrechts der noch nicht stimmberechtigten Kinder/Jugendlichen erkennen: Es könnte der gesellschaftlichen Bedeutung der Familie und einer nachhaltigen Familienpolitik aufhelfen. In jedem Fall aber trage, so der Autor, schon die Diskussion um solche Innovationen zur familienpolitischen Bewußtseinsbildung bei.

Die Familie ist als Querschnittsaufgabe der Politik und ähnlich als Querschnittsthema einer Vielzahl wissenschaftlicher Disziplinen zu sehen. Einerseits betont Wingen zu Recht die Bedeutung solider empirischer Grundlagen, insbesondere auch der statistischen Datenbasis, zum anderen unterstreicht er bestimmte normative Orientierungen für gesellschaftliche, vor allem ordnungspolitische Familienförderung, und ausdrücklich das Festhalten am Vorrang der ehebasierten Familie (ungeachtet der faktischen Pluralisierung der Lebensformen und der staatlichen Verpflichtung, auch nichteheliche Familien zu fördern). Als zentrales Credo hält sich in allen Beiträgen die öffentlich-gesellschaftliche Bedeutung der Familie bzw. der Widerstand gegen Tendenzen zur Privatisierung der Familie(nverantwortung) durch. Dem ist unbedingt

zuzustimmen. Die Zusammenführung empirisch-analytischer, politischer und normativ-ethischer Perspektiven und Kompetenzen zur Stärkung dieser Einsicht ist und bleibt ein dringendes Anliegen, soll der gesellschaftlichen Bedeutung der Familie eine entsprechend gerechte Politik zur Seite gestellt werden.

Die Beiträge sind (mit zwei Ausnahmen) bereits zuvor in unterschiedlichen Zusammenhängen veröffentlicht worden und gehen meist auf Vorträge zurück. Gerade für die stark situationsbezogenen Texte und Passagen wäre eine gewisse redaktionelle Überarbeitung für die Präsentation in diesem Band sinnvoll gewesen und hätte die Leserfreundlichkeit erhöht. Die Verwendung von Abkürzungen ist innerhalb der Beiträge uneinheitlich; Anmerkungen und Veröffentlichungsnachweise finden sich jeweils am Ende der einzelnen Beiträge, was die Lektüre etwas unübersichtlich macht. Ein Sachregister hätte die Orientierung in dem materialreichen und anregenden Band erleichtert.

Marianne Heimbach-Steins

Gesellschaft und Gemeinsinn. Sozialkapital im internationalen Vergleich. Hg. v. Robert D. PUTNAM. Übers. v. Karlheinz Dürr u. Ursula Schäfer. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung 2001. 798 S. Gb. 59,-.

Sozialkapital als ein Begriff in der jüngeren sozialwissenschaftlichen Diskussion bezeichnet allgemein gesprochen die Fähigkeit einer Gesellschaft zur Zusammenarbeit und sozialen Vernetzung. Dieses Potential ist meist so selbstverständlich, daß man seine Bedeutung erst dann erkennt, wenn man diese Fähigkeit vermißt oder den Eindruck hat, sie könne verloren gehen. Daher ist es kaum verwunderlich, daß dieser Begriff gerade zu einer Zeit immer häufiger auftaucht, in der sich die Stimmen mehren, die einen Schwund an gesellschaftlichem Zusammenhalt und Gemeinsinn zu beobachten meinen. Gerade in den westlichen Industriegesellschaften scheint der Schwerpunkt der Diskussion um das Sozialkapital auf dem drohenden Werteverlust und dem Verfall von sozialer Integration zu liegen.

Dies legen etwa die jüngsten Studien des in

Harvard lehrenden Politologen Robert D. Putnam über den sozialen Wandel der US-amerikanischen Gesellschaft nahe, den er mit dem Stichwort „Bowling Alone“ (New York 2000) umschreibt. Er schildert die zunehmende Abkehr der Individuen von sozialen Gemeinschaften wie Familien, Vereinen, Verbänden und Parteien, was seiner Ansicht nach zu einem verminderten Interesse am öffentlichen und politischen Leben führt und in engem Zusammenhang mit vielen gesellschaftlichen Problemen steht. Dem stehen andere Einschätzungen gegenüber, die dieser Diagnose teilweise entschieden widersprechen und auf neue Formen sozialen Engagements verweisen. Außerdem bleibt offen, ob diese Analyse auch auf andere westliche Demokratien übertragen werden kann oder ob es sich dabei nicht um spezifisch amerikanische Verhältnisse handelt.

Diesen Fragen widmet sich eine sehr umfangreiche, von Robert D. Putnam herausgegebene Vergleichsstudie, in der die Entwicklung des Sozialkapitals im Lauf des 20. Jahrhunderts in acht westlichen Demokratien (Australien, Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Japan, Schweden, Spanien, USA) von Sozialwissenschaftlern aus diesen Ländern untersucht wird. In einem einleitenden Beitrag gibt Putnam einen interessanten und kompakten Überblick über die Ursprünge und die Grundidee des Konzepts des Sozialkapitals. Dabei verschweigt er nicht die damit verbundenen Probleme, wie die Tatsache, daß der Begriff nicht immer klar abgegrenzt wird und die verschiedenen Ansätze sowie die Methoden zur empirischen Erfassung teilweise erheblich voneinander abweichen, was auch in den einzelnen Länderstudien deutlich wird. Diese Schwierigkeit wird dadurch gemindert, daß die einzelnen Autoren ihr jeweiliges Konzept ausführlich offenlegen und damit eine gewisse Vergleichbarkeit ermöglichen.

Das übergeordnete Anliegen der Studie, Muster und Trends des sozialen Wandels und seine Folgen für den gesellschaftlichen Zusammenhalt und die Leistungsfähigkeit der Demokratien aufzuzeigen, kann damit durchaus eingelöst werden. Die Untersuchungen ermöglichen ein Verständnis der verschiedenen Traditionen und historischen Kontexte, welche den Ausgangs-

punkt für die je unterschiedlich verlaufenden Veränderungsprozesse des Sozialkapitals bilden. Dies gilt etwa für die US-amerikanische Zivilkultur mit ihren ehrenamtlichen Gruppierungen, die für Alexis de Tocqueville die Grundlage eines lebendigen Gemeinwesens und eine „Schule der Demokratie“ waren, in der Bürgertugenden erlernt und gefördert werden. Von besonderem Interesse sind auch die Ausführungen von Claus Offe und Susanne Fuchs zu den Folgen der deutschen Teilung, die zwangsläufig zu einer unterschiedlichen Entwicklung des Sozialkapitals im Westen und Osten Deutschlands geführt hat.

Bei allen unterschiedlichen Ausgangssituationen und geschichtlich bedingten Kontexten werden gleichzeitig aber auch einige hochinteressante allgemeine Trends in der Veränderung der Struktur des Sozialkapitals deutlich. In allen untersuchten Ländern sind die Mitgliederzahlen und das ehrenamtliche Engagement in formellen Verbänden und insbesondere in klassischen Institutionen wie politischen Parteien, Gewerkschaften und Kirchen rückläufig. Außerdem ist übereinstimmend eine zunehmende Unzufriedenheit mit politisch-administrativen Einrichtungen und eine rückläufige Wahlbeteiligung zu beobachten.

Andererseits gibt es überall neue Formen bürgerschaftlichen Engagements, dessen Strukturen jedoch sehr viel informeller sind. Es gibt Hinweise darauf, daß die neuen Sozialbindungen weniger beständig und eher personenbezogen sind. Manche Autoren sprechen daher von einer „Privatisierung des Sozialkapitals“ und äußern die Sorge, daß diese neuen Formen sozialen Engagements weniger in der Lage sind, gesellschaftliche Trennlinien zu überbrücken, als die von ihnen verdrängten Formen. Dies steht vermutlich auch in Zusammenhang mit der zunehmend ungleichen Verteilung des Sozialkapitals in diesen Gesellschaften. Die Studien belegen nämlich, daß diejenigen, die über wenig Humankapital und Finanzkapital verfügen, auch einen geringeren Zugang zum Sozialkapital der Gesellschaft haben. Dies liegt zum einen daran, daß die Bildung einen wichtigen Einfluß auf die Zahl der Mitgliedschaften in Vereinen und anderen Gruppierungen und damit auf das

Sozialkapital hat. Zum anderen zeigt sich ein deutlicher Zusammenhang zwischen Einkommen und Arbeitsmarktstatus und der Einbindung in soziale Netzwerke. Schließlich widerspricht der empirische Befund der weit verbreiteten These, daß bürgerschaftliches En-

gagement durch den Ausbau des Wohlfahrtsstaats verdrängt werde. Die Analyse des Sozialkapitals in Schweden legt eher die gegenteilige These nahe, nach der wohlfahrtsstaatliche Traditionen dazu beitragen, Sozialkapital zu stärken und zu erhalten. *Johannes Wallacher*

Literatur

WALSER, Martin: *Tod eines Kritikers*. Frankfurt: Suhrkamp 2002. 219 S. Lw. 19,90.

Kritiker „ermorden“ einen Schriftsteller, wenn sie sein Buch verreißen. Hier will ein Schriftsteller den Kritiker ermorden, der seine Bücher über Jahrzehnte verrissen hat. Der Kritiker heißt André Ehrl-König. Martin Walser hat die Gestalt unter dem Namen Willi André König schon im Starnberger-See-Roman „Ohne einander“ (1993) karikiert. Ehrl-Königs berühmter literarischer Talk im Fernsehen heißt „Sprechstunde“. Der Kritikerkönig verteilt Lob und Tadel nach seinem Gefühl, ohne Begründung. Was ihm gefällt, ist gut, was ihm mißfällt, schlecht. Er genießt seine Verrisse, das Publikum wartet darauf. Er hält den deutschen Roman für überwiegend schlecht, den amerikanischen für überwiegend gut. Sein gesellschaftlicher Realismus fährt auf schmaler Bahn. Ehrl-König spricht effektiv (Walser parodiert Reich-Ranickis Aussprache), er stöhnt, wenn er sein Mißfallen bekundet, wirft die Arme hoch, schleudert Superlative wie Blitze in den Raum, ein Showmann. „Er war die Macht, und die Macht war er.“ Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind im Roman beabsichtigt.

Ein von Ehrl-König verrissener Autor heißt Hans Lach. Nach der Sendung des Kritikers versammeln sich die Fernseh- und Verlagsleute mit illustren Geladenen in der Bogenhausener Villa des Verlegers Ludwig Pilgrim. In dessen Gestalt steckt die Person des Suhrkamp-Verlegers Siegfried Unseld. Eingeschlichen hat sich Hans Lach, dessen Buch „Mädchen ohne Zehennägel“ Ehrl-König schlecht machte. Lach droht gegen ihn tötlich zu werden. Von zwei Butlern hinausbefördert, habe er ausgerufen: „Die Zeit des Hinnehmens ist vorbei. Herr

Ehrl-König möge sich vorsehen. Ab heute Nacht null Uhr wird zurückgeschlagen.“ – Diese Anspielung auf Hitlers Satz vor dem Polenfeldzug ist einer der anstößigen Sätze im Roman.

Nach der Party bleibt Ehrl-König verschollen. Man findet einen blutigen Pullover in seinem Auto und mutmaßt, Hans Lach habe den gehaßten Kritiker umgebracht. Die Kriminalpolizei ermittelt. Wie der Beschuldigte wohnt auch Michael Landolf, der Erzähler, in München-Gern. Die beiden sind fast befreundet. Landolf ist, wie auch Julia Pelz, die Pilgrim-Gattin (in ihr ist Ulla Berkéwicz, Unselds Frau erkennbar), von Lachs Unschuld überzeugt. Der Verhaftete sitzt in Stadelheim, verweigert aber jede Aussage. In der Psychose gesteht er schließlich den Mord. Den behauptet auch die exzentrische Kritikergattin Ehrl-Königs. Doch es fehlt die Leiche. Da taucht der Lebende wohlbehalten auf. Ehrl-König hat eine lustvolle Woche mit der ihn verehrenden Gräfin von Syrgenstein verbracht.

Literarischer „Souffleur, Einpeitscher, auch Dompteur“ des Kritikers war Rainer Heiner Henkel, genannt RHH. Der ist kaum weniger berühmt und hält sich für den Lessing des 20. Jahrhunderts. Er weiß zu berichten, daß die libidinöse Natur des Kritikers in jungen Autorinnen zuerst einmal „Mädelchen“ und „Mädels“ sehe. RHH war „vom Neuen Testament her“ links. Er hat ein Buch über „Jesus von Nazaret“ geschrieben. In der Figur stecken Daten des die Literatur auf seine Weise lange dominierenden Walter Jens. RHH's Bruder hat im Roman (in Wirklichkeit Jens' Sohn) die Mär verbreitet, Ehrl-König lasse seine Schuhe so fertigen, daß er zweieinhalb Zentimeter größer erscheine.